

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 65.

Halle, Donnerstag, 8. Februar 1894.

186. Jahrgang.

Telegraph-Adresse: Courier Halle'sche.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten der Halle'schen Zeitung.)

Berlin, 8. Februar. Aus Anlass des Ablebens des Professors Wilroth...

Wien, 8. Februar. Eine Zolltarifkommission meldet die angeblich bevorstehende Verlobung des Kronprinzen von Italien...

Rom, 8. Februar. Die Verhandlungen der deutschen Bankiers...

Petersburg, 8. Februar. Der Finanzminister Witte hat das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten.

Wien, 8. Februar. Das deutsche Konsulat in Moskau ist aufgelöst...

Berlin, 7. Februar. Wie verlautet, hat die Vertretung der Stadt Berlin die Absicht...

Hamburg, 7. Februar. Durch einen orkanartigen Sturm sind hierseits große Verheerungen verursacht worden.

Hamburg, 7. Februar. Der Kaiser wird, wie aus Friedrichshagen...

Wien, 7. Februar. Aus Rom erfährt die 'Allg. Volkszeitung'...

Petersburg, 7. Februar. Die Reste des Jaren bringen wegen der ankommenden Schneemassen auf halbhohe Ueberfluthung...

Paris, 7. Februar. Die Vernehmung des Kriegsministers im Wehrantrag...

Paris, 7. Februar. Der abermalige blutige Konflikt zwischen Engländern und Franzosen in Sierra Leone...

Paris, 7. Februar. Bezüglich des Eisenbahnunglücks bei Compiegne...

Paris, 7. Febr. Dem Präsidenten Carnot ist eine große Anzahl Briefe zugegangen...

Bern, 7. Februar. Zwei Wilderer, beide Familienväter, wurden am Spornsee im Kanton Freiburg von einer Lämme erschütet.

Madrid, 7. Februar. Entgegen anderweitiger Meldungen wird bestätigt, daß der Sultan von Marokko erklärt hat...

Paris, 7. Febr. Dem Präsidenten Carnot ist eine große Anzahl Briefe zugegangen...

Bern, 7. Februar. Zwei Wilderer, beide Familienväter, wurden am Spornsee im Kanton Freiburg von einer Lämme erschütet.

Madrid, 7. Februar. Entgegen anderweitiger Meldungen wird bestätigt, daß der Sultan von Marokko erklärt hat...

New-York, 7. Febr. Nach einer offiziellen Statistik wanderten in Amerika während des Jahres 1893 ein: 60 000 Italiener, 54 000 Deutsche, 38 000 Russen, 30 000 Franzosen, 23 000 Dänen, 14 000 Engländer.

Eine neue Gefahr.

droht nicht nur unserer Landwirtschaft sondern insbesondere auch unserer Mühlenindustrie in Folge der Staffeltarife...

In den norddeutschen Konföderationen der Vereinigten Staaten werden Erhebungen über die Aufnahmefähigkeit Norddeutschlands für amerikanisches Mehl angestellt...

Weiter verhält sich bei und die Regierung hat sich noch durchaus ablehnend, obgleich nicht nur die Produzenten durch die Einfuhr dieses Mehles gefährdet werden...

Bei der Schwierigkeit des Abganges, da in Folge der Festhaltung des Identitätsanwachses nur die Mäkte des Westens für uns offen stehen...

Auch die am Dienstag dieser Woche in Frankfurt a. M. tagende Verammlung von beantragten Vertretern der Mühlenindustrie...

Manchen sei der Beschluß dieses Ausschusses die Mühlenindustrie und Landwirtschaft der gefährdeten Bundesstaaten wiederholt und nachdrücklich die Aufhebung der Staffeltarife gefordert...

Wir hoffen bestimmt, daß die jetzige Einrichtung der Staffeltarife, die so viele Interessen im Deutschen Reich gefährdet...

Deutsches Reich.

Der Kaiser und die Kaiserin gaben am Dienstag Abend eine große Ballgesellschaft im weißen Saale des königl. Schlosses. Das Kaiserpaar und die kaiserlichen Gäste erschienen kurz nach 9 Uhr...

Ueber die Unterhaltung, die der Kaiser am dem Diner beim Reichskanzler geführt hat, wird der 'Allg. Ztg.' aus Berlin berichtet: Der Kaiser war in vollständigster, liebevollster Stimmung...

sprechen könne. Er kam bei dieser Gelegenheit auch auf sein gutes, vertrauliches Verhältnis zum Kaiser Alexander zu sprechen, dessen hohe Eigenschaften er warm rühmte...

Die in der Presse gemachte Andeutung, als ob nicht bloß in Bezug auf die Einzelheiten des Denkmals Kaiser Wilhelm II., sondern auch in Bezug auf die Wahl des Platzes für Errichtung desselben eine Veränderung...

Zur Verichtigung bemerkt die Nordd. Allg. Ztg.: Die Verhandlungen von gestern hat genauere Mittheilung über die Verhandlungen wegen Abgrenzung des Hinterlandes von Kamerun gebracht...

Für die Unterzeichnung des deutsch-russischen Handelsvertrages ist der 8. Februar in Wien festgenommen.

Die freikonservative 'Post' spricht sich heute in einem Leitartikel zu Gunsten des russischen Handelsvertrages aus...

Im dem Festenbrennerei des Bischofs Dr. Frigen von Stragburg findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: Wie und nimmer ist es erlaubt, einen solchen Mann die Stimme bei den Wahlen zu geben...

Das kaiserliche statistische Amt veröffentlicht eine Zusammenstellung über den Viehstand und Schweinebestand nach der Zählung vom 1. Dezember 1893 im Vergleich mit dem Bestande am 1. Dezember 1892...

Zu den vielumstrittenen Abänderungsentwürfen, betr. das Gesetz über die Konsumvereine, sind heute von den Nationalliberalen wiederum neue Vorschläge eingegangen...

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

3. Ziehung der 2. Klasse 190. Königl. Preuss. Lotterie.

Ziehung am 2. Februar 1894, Berlin, Mittags.

Nach der Gewinne über 100 Mark sind die betreffenden Nummern in der Tabelle angegeben.

Table with 4 columns of numbers for the 2nd class lottery draw.

Personalnachrichten.

(Ordensverleihungen) Dem Vice-Admiral S. D. ...

Mittheilung der Charaktere als Geheimen Ratskammer-Rath

und Mitglied der Charakters als Geheimen Ratskammer-Rath ...

Vorlesungen, Akademien, gelehrte Gesellschaften.

Wien. Der Privatdozent für analytische Chemie an der ...

Dr. Ernst F. Fechner.

Dr. Ernst F. Fechner. Vor länger als 10 Jahren dient ...



Ueber Klippen.

Roman von Caroline Deutsch.

(Nachdruck verboten.)

[29]

Und wie das erste Mal stand jetzt Marka wieder vor der Wiege, um sich von der glücklichen Entdeckung zu überzeugen. Wirklich, da ist der erste durch und der zweite kommt bald nach," sagte sie, dem Kleinen mit dem Finger durch den Mund fahrend. "Da hat er Euch zu dem morgigen Hochzeitstage ein schönes Geschenk gemacht. Ja, ja, der wird wie sein Vater! Er weiß es schon jetzt, wann der richtige Zeitpunkt ist, um einem eine rechte Freude zu machen; ich sage Dir, Herzchen, das liegt im Blute!"

"Stefan muß es wissen," erwiderte die junge Frau, nahm ein Tuch, das auf einem Stuhle lag, und wollte zur Thür eilen.

Die Alte hielt sie zurück.

"Was fällt Dir ein, Tereska! Der Stefan ist ja in der städtischen Versammlung, wo sie über ein neues Schulgebäude berathen. Da willst Du ihn doch nicht holen?"

"Aber, Marka, bedenke doch!"

"Ja, ja, ich bedenke," versetzte die alte Frau lachend. "Weißt Du, was die Leute sagen werden? Die will eine Frau, die will Mutter, die will sogar unsere Frau Pastorin sein und ist noch so kindisch, daß sie den Mann nach Hause rufen läßt, weil das Kind den ersten Zahn bekommen hat!" — Beschämt, verwirrt kehrte die junge Frau ins Zimmer zurück. "Warum soll ich dies glückliche Gefühl früher als er haben?" fragte sie leise und sich gleichsam entschuldigend.

"Er wird ja bald kommen, Kindchen!" tröstete Marka und fuhr ihr zärtlich über das dunkle Haar. So einfach sie in ihrer Denkungsweise war, die Zartheit dieser Empfindung verstand sie doch. Dann rieth sie ihr, den Tisch zum Abendbrod zu decken, das würde sie zerstreuen und die Zeit kürzen. Der Kleine würde von selber einschlafen, und den Stefan freue es so sehr, wenn er beim Eintritt den behaglich gedeckten Tisch und den jummenden Theekessel gewahre.

Bald prangte die schneeweiße Decke mit dem Geschirr und allem Nöthigen auf dem Tische; Tereska hatte gerade die letzte Hand angelegt, da ließen sich draußen Schritte hören.

Wie ein Märchen, wo nur gute Geister walteten, überkam es Stefan Kis, als er aus der eisigkalten Luft draußen über die Schwelle seines Zimmers trat. Wie warm und wohlthig war der Raum, wie traut und freundlich jeder Gegenstand! Und dort am Tische sein junges Weib und in der Wiege sein Erstgeborener . . .

Stefan hatte sich in gar nichts geändert; es war noch immer das milde, freundliche, gütige Antlitz, mit den Augen, die einem klaren Bergsee gleichen.

Tereska war ihm entgegengeeilt und half ihm jetzt den schweren Pelzrock ablegen.

"Deine Finger sind ja erstarrt," sagte sie dabei wie entschuldigend, denn sie wußte ja, daß er so etwas nicht gern sah. Und Marka stand von Ferne und sah nicht nur neidlos zu, sondern schmunzelte sogar in sich hinein; sie hatte sich schon längst mit Tereska in die Herrschaft getheilt.

Nun wurde auch der junge Vater mit der großen Freudebotschaft überrascht. Freudig erregt folgte er Tereska zur Wiege, und jetzt standen sie Beide davor und sahen mit strahlenden Blicken auf den kleinen, süßen Jungen, der die blauen Augen in sanftem Schlummer geschlossen, mit rosigem Antlitz dalag, die runden Händchen zu Fäustchen geballt, und durch dessen halbgeöffneten Mund wie ein einzelner verlorener Posten das winzige, weiße Zähnchen hindurchschimmerte.

Sie sahen auf das schlummernde Kind, dann sich mit einem glücklichen Ausdruck in die Augen, und doch schien noch eine stumme, schlichterne Frage in den Blicken des jungen Weibes zu liegen, die sich nicht auf die Lippen wagte.

Er verstand sie aber auch ohne Worte; denn er zog sie an sich.

"Stefan," sagte sie leise und barg fester ihr Haupt an seiner Brust, "morgen ist unser zweijähriger Hochzeitstag. Ist jetzt das Glück auch für Dich da? . . . Das Glück, von dem Du in jener furchtbaren Stunde zu mir sprachst . . . Das Glück, das

vielleicht einst ganz und voll einziehen werde . . . ist es auch für Dich da, Stefan?"

"Ja," sprach er aus vollem Herzen und drückte sie innig an sich. "Wer so reichlich Liebe hat, wie Du es gethan hast, so geduldig, so unermüdet, für den muß auch die Saat aufgehen. Ich glaube, Tereska, Du hättest es schon längst herausfühlen müssen, wie glücklich ich bin."

"Und ist es nicht nur Mitleid, Stefan . . . nicht nur, weil ich die Mutter Deines Kindes bin? — Liebst Du mich auch ein wenig um — um meinethwillen? . . ." Sie hatte es zögernd, zaghaft gefragt, doch als würde sie sich plötzlich der Worte bewußt, übergoss eine schamhafte Röthe ihr ganzes Gesicht. Hingerissen von ihrer Lieblichkeit, umschloß er sie innig und sagte mit tiefer Zärtlichkeit: "Braucht Du noch eine Antwort, Tereska? Was gewesen, ist ein Traum für mich . . . Du, Du bist jetzt meine beglückende Wirklichkeit! Und möge eine allgütige Vorsehung mir dieses Glück erhalten!"

Arm in Arm traten sie an den Tisch heran, und während Tereska den Thee bereitete und Stefan Platz nahm, sagte er:

"Auf Lohn brauchen wir heute nicht zu warten. Ich habe bei ihr vorgeschlagen, um sie gleich mitzubringen, sie will aber Briefe schreiben; sie hat beschlossen, die Stelle in B. anzunehmen und schickt noch heute ihre Papiere ein."

"Und Du bist auch dafür, Stefan, daß sie uns verläßt und unter fremde Menschen geht?" fragte Tereska traurig. "Und ich dachte, sie sei schon davon abgekommen."

"Dieses Herausreißen ist für Lory eine Nothwendigkeit, liebes Kind," versetzte Stefan besänftigend. "Seit dem Tode der Mutter ist sie zu vereinsamt; ihr halber Lebensinhalt ist ihr verloren gegangen. In der großen Stadt wird sie geistige Anregung finden, ihr großer, werththätiger Sinn wird auf andere Weise Gelegenheit finden, sich zu äußern; Du weißt ja, daß sie nur leben kann, wenn sie sich für Andere plagt und müht."

"Ja," versetzte die junge Frau und Thränen traten ihr in die Augen, "sie war von jeher nur für uns da, an sich hat sie niemals gedacht. Und ihr ist ein Blatt nach dem andern fortgegangen worden . . . Ihr erster Schmerz war, als Bela und Arzab in die Cadettenchule kamen, ich glaube, seit dieser Zeit ist sie nie wieder ganz froh geworden. Dann wurde ich ihr untreu und begab mich in Deine Obhut" . . . sie lehnte sich zärtlich an den Gatten, "und zuletzt kam die arme Mama daran, die leider für immer ging. — Weißt Du, Stefan", fügte Tereska nach einer Pause hinzu, und ihre Stimme zitterte leise, "was ich mir schon oft gedacht habe? Daß die Richterfüllung ihrer Hoffnungen der armen Mutter doch den Todesstoß gegeben hat."

"Du irrst, Tereska," versetzte Pastor Kis, der tief erblickt war, was sie aber zum Glück nicht sah, da er sein Gesicht auf einen Augenblick zur Seite gewandt hatte. "Deine Mutter starb am Gehirnschlag, und das hat nichts damit zu thun. Und gefehlt hat ihr ja auch nichts. Deine Schwester hat unermüdet für sie gesorgt, und wir thaten ja auch alles Mögliche, um ihr das Leben bequem und angenehm zu machen. Auch Bela's und Arzab's Schicksal mußte sie beruhigen, da von unbekannter Seite so großmüthig für ihre Zukunft gesorgt worden war."

"Wer nur der unbekannte Wohlthäter ist, Stefan?" fragte die junge Frau. "Von unseren Verwandten kann es keiner sein, die waren niemals so großherzig. Ich habe mir schon oft genug den Kopf darüber zerbrochen, ebenso, warum der Proceß niemals zum Austrag gekommen ist, den man damals in der ersten Zeit fast für gewonnen hielt."

Stefan's Herz zog sich schmerzlich zusammen, er konnte ihr aber keine Antwort darauf geben.

Und er war schon von anderer Seite heute daran gemahnt worden. — Wie lebhaft war es in der Versammlung zugegangen! Welch ehrenrührige, verdächtigende, kränkende Worte hatte er gegen den verschollenen Freund hören müssen, und wie oft schon hören müssen! Und er hatte ihn nicht in Schutz nehmen, ihnen

nicht zurufen können: „Schweigt, es ist nicht wahr, er ist unschuldig!“

„Nein, er konnte es nicht — und hatte schweigen müssen, und wie oft schon! . . .“

Es war ihm, als wäre es gestern, da Pawel an einem Morgen zu ihm kam und ihm einen großen Brief von seinem Herrn und den Wohnungsschlüssel brachte. Und während er ihn las, bestürzt, mit erbleichenden Zügen, hatte den, der ihn geschrieben, die Eisenbahn schon meilenweit davongetragen. . . . Zwei Briefe waren es gewesen, der eine eine wirkliche Beichte, eine ausführliche Schilderung seines Vergehens, seines Niedergangs ohne jedwede Bemäntelung und Verschönigung. Zum Schluß hieß es: „Nun weißt Du die Ursache meines veränderten Wesens, nach der Du oft genug in brüderlicher Sorge geforscht und sie vielleicht . . . nach einer andern Richtung gedeutet hast. — Nein — nicht Lory war's . . . sondern jenes elende Weib, und daß meine Sinne eine derartige Herrschaft über mich gewinnen konnte, betrachte ich als die größte Schmach meines Lebens. Was darauf folgte, war ja nur ein naturgemäßes Abwärtschreiten; denn da ich mein Herz besaß, mußte es mein Gewissen auch werden. Ich stelle mich den Gerichten, um meine Strafe zu erleiden. Ich keine Schritte für mich, Stefan . . . das war die einzige Rücksicht, die mich vom Selbstmord zurückgehalten hat.“

Dann bat er ihn, den Nachlaß an Schriften und Büchern zu sich zu nehmen. Vielleicht käme die Zeit, wo er sie zurückfordern würde, wenn nicht, sollte er alles als Andenken an ihn behalten. Die letzten Worte waren undeutlich und wie in tiefer Erregung geschrieben.

Das andere Schreiben war ein richtig aufgestelltes Testament, worin er den beiden kleinen Grafen Bela und Wista Satwar den größten Theil seines Vermögens vermachte. Dem verlassenen Kinde der Selbstmörderin Zerizel bestimmte er ebenfalls eine Summe und bat Stefan, für das Kind ein wenig zu sorgen, da er ihm damit einen persönlichen Dienst erweise. Es sei die einzige Entschädigung, die er zu bieten im Stande war, und die wolle er leisten. Die einzige Bedingung, die er stellte, war: daß sein Name niemals genannt würde.

Berfall hatte die Gerichte nicht genannt, denen er sich stellen wollte und Stefan war trotz der Bitte, keine Schritte in dieser Sache zu thun, zuerst nach der Comitatsstadt gefahren, und als man dort von nichts wußte, war er nach Pest gegangen. Er hatte geforscht, gefragt, aber ebenfalls ohne irgend welchen Erfolg. Politische Fragen beschäftigten die Gemüther, der österreichisch-preussische Krieg stand bevor, man hatte keine Zeit, sich mit einem kleinen Landgeislichen zu beschäftigen.

Dann stand einige Monate später eine kurze Notiz in einer der Zeitungen, die man in Orte hielt, von einem Beamten P. aus einem der nördlichen Comitats, der wegen Amtsüberretung zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, und Stefan wußte, wessen Schicksal sich erfüllt hatte. —

Im Orte selber legte sich lange die Aufregung über diese Angelegenheit nicht.

Nicht Tage vergingen, ohne daß der Stuhlrichter zurückkehrte, hieß es zuerst, er sei irgendwo auf seinen Ausritten verunglückt. Der Diener hatte nur erzählt, daß er abgereist war, und eine Amtsreise konnte nicht so lange dauern, auch hätte ja Oberkommissar Strakosch etwas davon wissen müssen, der ihn in Abwesenheit vertrat. Noch größeres Staunen folgte, als bald darauf dieser zum Stuhlrichter des Distrikts ernannt wurde. Was war geschehen? War Franz Berfall abberufen, versetzt worden? Und so plötzlich, ohne jede Vorbereitung, ohne daß es Jemand wußte? . . .

Dann kam nach Monaten die Notiz in der Zeitung und jetzt bekam Alles eine tiefere, eine greifbarere Bedeutung.

Etwas mußte geschehen sein, das dies plötzliche, unerhörte Vorgehen rechtfertigte! Seit Monaten hatte man nichts von dem Prozesse gehört, dessen Entscheidung man schon so nahe gewöhnt hatte. Die flagbare Partei wurde mißtrauisch und sandte eine Anfrage an die Oberbehörde. Doch diese Schrift verließ niemals das Archiv des Amtsgebäudes. — Schmetzys war raicher als seine schwerfälligen Gegner gewesen und hatte sich das Wohlwollen des neuen Stuhlrichters zu sichern gewußt. — Als wieder Monate vergingen, ohne daß das Geringste in dieser Sache geschah, beschloßen der Doktor und Janowitsch nach N. zu fahren, um sich mündlich zu erkundigen. Sie bekamen merkwürdigen Bescheid: Das Urtheil war schon vor Jahresfrist zur Kenntniß des Stuhlrichters Franz Berfall gelangt. Wo aber war dies geblieben? Keiner der betreffenden Parteien hatte es bekommen, kein Beamter wußte etwas davon; nur der Postbote gab an, au

diesem und diesem Tage ein großes amtliches Schreiben mit vielen Siegeln übergeben zu haben; daß es auf dem Vorflur gewesen und daß der Stuhlrichter nicht in die Amtsstube zurück, sondern in seine Wohnung gegangen sei. . . . Nun setzte sich die Meinung fest, Berfall habe für eine große Summe die oberrichtliche Entscheidung mit allen Schuldbeweisen an Josef Schmetzys verkauft und sei damit nach Amerika entwichen, aber auf halbem Wege aufgegriffen worden.

Den Gegnern sank der Muth. Der Stuhlrichter hatte ihnen gesagt, daß ein neues Verfahren eingeleitet werden müsse, da der Fall für die Oberbehörde erledigt sei und daß der Ausgang ein fragwürdiger werden würde, da alle Schuldbeweise gegen Schmetzys verloren gegangen waren. Er rieth zu einem Vergleiche. Schmetzys sei einflußreich genug, seine Fäden sehr weit zu spinnen und den Prozeß für immer niederzuschlagen, und sie würden sich jetzt nur in unnöthige große Kosten setzen. Das haben sie jetzt selber ein.

Und Herr v. Schmetzys war großmüthig genug, sein erstes Angebot aufrecht zu erhalten, um, wie er sagte, die Gemüther zu versöhnen und weiter mit der Stadt in Frieden zu leben.

So sank das Ereigniß, das monatelang alle Leidenschaften im Orte aufgerüttelt hatte, wieder zu Herrn Buran ins Grab zurück, aber die Uneinigkeit und die feindlichen Gefinnungen in den Gemüthern nicht; diese wirkten noch lange nach, wie eine erregte Fluth noch nachzittert, wenn der Sturm schon lange aufgehört und Ruhe und Frieden in die Natur zurückgeführt sind. In einer Sache wären jedoch Alle einig. Der Name Franz Berfall's war für immer gerichtet. Ein Einziger machte vielleicht eine Ausnahme darin; Apotheker Janowitsch, der sich die Sache auf eine ganz andere Weise zurechtlegte. Er meinte, Schmetzys habe seine Macht bei den höheren Instanzen angewandt und auch auf diesem Wege Berfall entfernt und dann für einen schmetzysamer Nachfolger gesorgt. Wenn es sich aber auch so verhielte, wie die Leute sagten, setzte er in seiner liebenswürdigen Denkweise gegen seine Mitbürger hinzu, so sei dies auch kein Wunder.

XXVII.

Lory Satwar bewohnte noch immer die Meiererei. Trotz aller Bitten und alles Drängens Terestas und ihres Schwagers, war sie zum Verlassen derselben nicht zu bewegen gewesen.

Der größte Theil ihres Lebens mit allen seinen mühseligen, schmerzlichen und vielleicht darum so lieben und theuren Erinnerungen, knüpften sich an diesen stillen, unscheinbaren Raum.

Alles stand noch auf seinem alten Platze, wenn sich auch in der Einrichtung manches geändert hatte, manches hinzugekommen war, denn Lorys unablässiges Bemühen war in der letzten Zeit gewesen, mit mehr noch als Bequemlichkeit, mit Ueberfluß die Gräfin zu umgeben und den Hauch der Vergangenheit in ihr Leben zurückzubringen. Und diese hatte der Tochter die Sache nicht leicht gemacht; sie war immer anspruchsvoller, launhafter und unumgänglicher geworden. Wieviel Kämpfe hatte die Verheirathung Terestas gekostet! Und auch später konnte sie nicht darüber hinwegkommen, daß ihr Schwiegersohn ein einfacher Pfarrer sei und hörte nicht auf, darüber zu flagen und zu jammern: daß sie nicht nur ihr Mann, daß sie auch ihre Kinder unglücklich gemacht hätten.

Und doch, als diese Frau einem plötzlichen Hirnschlage erlag, ward es Lory so einsam und öde, als sei sie in einer leeren, ausgebrannten Welt zurückgeblieben.

Für wen und wozu war sie jetzt noch da? Wem kam ihrer Hände Fleiß zu Statten? Sie war nicht gewohnt, an sich zu denken, für sich zu sorgen und stand plötzlich mit ihrem großen, überreichen Herzen allein da. . . .

Und vielleicht hätte sich die starke, gesunde Seele des Mädchens leichter zurecht gefunden, wenn nicht noch Anderes ihr Herz bedrückt hätte. . . ein tiefer, großer Schmerz, von dem nur sie und Gott wußte. . . .

Nicht nur Stefan, auch Lory hatte ein Geheimniß, nicht nur er, auch sie hatte Berfalls Abschiedswort erhalten, und sie ein mündliches. . . .

Sie war in jener Nacht länger als die Anderen wach geblieben, wie es sonst immer ihre Gewohnheit war, da sie noch so Manches zu ordnen hatte. Sie wollte einen Ueberblick über die Hochzeitsausstattung der jungen Schwester gewinnen, die in naher Aussicht stand, und rechnete und überlegte. Da war er plötzlich in die Stube getreten. Sie hatte ihn zuerst nicht erkannt, so tief hatte er den Hut in die Stirne gedrückt, und als er ihn abnahm, da sah sie, wie bleich, wie verändert er war, in wie tiefer Erregung. . . . (Fortsetzung folgt.)

Eine Stunde Französisch.

[2]

Humoreske von Emil Mirring.

(Nachdruck verboten.)

Schröbter stieß seinen linken Nachbar in die Seite, das war das Zeichen zum „Vorlesen“ und hub an: „Karl XII. war König von Schweden.“

„Das werden wir wohl nun mittlerweile wissen,“ unterbrach ihn Dr. Koppe, „kurz sollen Sie sich fassen!“

Schröbter fuhr ruhig fort: „Schweden war seit Gustav Adolph eine Großmacht geworden.“

„Wollen Sie nicht lieber mit der Erschaffung der Welt anfangen?“ schnitt ihm Dr. Koppe wieder das Wort ab.

Rathlos stand der Brave da; sein Nachbar flüsterte ihm zu: „Junger König, Rußland, Polen, Dänemark wollten Eroberungen machen.“ Er mochte wohl nicht richtig verstanden haben, denn er begann: „Karl XII. wollte Schweden, sein Erbreich, vergrößern.“

Schon wieder unterbrach ihn Dr. Koppe zu seinem Nachbar gewandt: „Feber, wenn Sie noch ein Mal vorlesen, werden Sie ins Klassenbuch eingetragen.“

„Dehalb,“ redete Schröbter weiter, „beschloß der König, Eroberungen in Rußland, Polen und Däne . . .“

„Das ist ja der pure Unsinn,“ beendete Dr. Koppe gewaltthätig den interessant-gehistorischen Vortrag, „gerade umgekehrt war's. Sie werden das Thema schriftlich ausarbeiten, auf eine andere Art scheinen Sie nicht in den Geist der Geschichte einbringen zu können. — Aber was ist denn das für ein entsetzliches Geklimme, als wenn Bienen hier wären?“ unterbrach sich Dr. Koppe plötzlich und warf suchende Blicke in der Klasse umher.

Wir hatten uns nämlich zur angenehmen Unterhaltung Stahlfedern in die Tischkanten gestochen und gebrauchten sie nun als Stimmungsgabeln. Weil wir es unisono thaten, hörte sich das Geräusch auch ganz eigentümlich an, ähnlich, als wenn Insekten im Zimmer umherjummelten.

Nachdem sich Dr. Koppe gemüßigt überzeugt hatte, daß solche nicht vorhanden waren, domierte er uns zu: „Stille! sag' ich, was treiben Sie denn da wieder für eine Dummheit?“ — Durch den plötzlichen lauten Ton Dr. Koppe's hatten wir erschreckt inne gehalten. „Zeigen Sie mal Ihre Hände, Brenner, schnell!“

Brenner erhob sich mit Würde, riß dabei vorsichtig seine Stahlfeder aus dem Tisch und sagte: „Wie, Herr Doktor?“

„Womit haben Sie den Unfug da unterm Tisch getrieben?“ eiferte gereizt Dr. Koppe, „ich habe es wohl gesehen. Nun?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Herr Doktor,“ war die ruhige Antwort Brenner's.

„So kommen Sie einmal aus der Bank heraus!“ herrschte ihn Dr. Koppe an, „na, wird's bald?“

Langsam kam Brenner die Bank entlang, wobei er noch mit Gesicht sämtliche Stahlfedern seiner Kameraden aus der Bank riß. Als er vor Dr. Koppe stand, fing dieser an, ihn zu visitieren. In der ersten Tasche fand er nichts Verdächtiges. In der zweiten lag ein Spiel Karten. „So! also Karten bringen Sie mit in die Schule? Das ist ja recht lieblich!“

Brenner stellte sich höchst erstaunt und sagte mit bewundernswerther Geistesgegenwart: „Ach, darum paßte mir auch der Noß gar nicht, der gehört ja, wie ich eben sehe, meinem älteren Bruder, den muß ich heute Morgen in der Eile vertauscht haben.“

Trotz dieser supergenialen Wendung, über welche sogar der sonst alle Zeit ernst aussehende Lehrer lächeln mußte, machte dieser Miene, auch die übrigen Taschen einer Visitation zu untersuchen, woran er aber sehr energig durch Wegstoßen seiner Hand gehindert wurde.

„Herr Doktor, der Noß gehört nicht mir, sondern meinem Bruder, und deshalb dürfen Sie nicht die Indiskretion begehen, vor der ganzen Klasse den Inhalt seiner Taschen zu besichtigen.“

„Was unterziehen Sie sich!“ brauste Dr. Koppe jetzt auf, „schweigen Sie, glauben Sie, ich durchschaue solche freche Schwindelerei nicht? Und wenn dem auch so wäre, so habe ich doch das Recht, darin nach verbotenen Sachen zu forschen. ubi scelus ibi poena,“ und damit verjuchte er wieder seine langen Hände in die Taschen Brenners zu verwickeln.

Das war für uns Uebrigen zu arg, die Taschen visitieren einem Sekundaner wie einem Certaner, das durfte nicht ungestraft hingehen, da mußte die Klasse intervenieren, und gleich begannen wir Alle auf ein Zeichen Kühnicks auf unieren Stahlfedern wieder laut zu visitieren. Erichrecht drehte sich Dr. Koppe um und sah gerade nach Kühnicks' ausgestreckter Hand. Auf ihn losstürzen und ihn fürchtbar am Arm schütteln, war eins.

„Kühnicks!“ schrie er den Mißthäter an, „Mensch, Sie haben die Anderen jetzt wieder veranlaßt, dieses entsetzliche Geräusch von Neuem zu beginnen.“

„Nein, Herr Doktor,“ war dessen zuverächtliche Antwort. „Was, Sie wollen es noch leugnen? Ich habe Sie ja mit dem Arm in der Luft herumgeschütteln sehen.“

„Ja, Herr Doktor,“ erwiderte Kühnicks, der sich grundsätzlich nicht aus seiner Ruhe bringen ließ, „hier flog eine Wespe herum.“

„Ebenber!“ brüllte Dr. Koppe in ohnmächtigem Zorn, „nehmen Sie an, ich hätte Ihnen eine moralische Ohrfeige gegeben!“

„Die thut nicht weh,“ kispelten hinter seinem Rücken ein paar Stimmen, die aber der Herr Lehrer mit verdienter Berachtung strafte.

Nachdem er nun seiner Meinung nach das Höchste und Fürchtbarste ausgesprochen hatte, was eben nur möglich war, nämlich das Ertheilen einer moralischen Ohrfeige, konzentrierte er sich rückwärts dem Rathgeber zu. Er beachtete selbst Brenner nicht mehr, welcher die günstige Gelegenheit benutzte und sich seelenergnügt wieder auf seinen Platz gesetzt hatte, und sich überhaupt fest entschlossen, sich nun heute nicht mehr zu ärgern. Deshalb stellte er sich auch wie taub bei dem den Tönen einer Aeolsharfe gleichen, summennden Geräusch der emsig bewegten Stahlfedern.

„Ueberlegen Sie einmal da weiter, Klog, wo wir vorige Woche stehen geblieben.“

„Herr Doktor,“ beeilte sich dieser mitzutheilen, „Sie werden entschuldigen, ich habe meinen „Voltaire“ zum Einbinden weggegeben.“

„Gut, nehmen Sie inzwischen das Exemplar Ihres Nebenmannes, Sternberger, Sie können sich währenddem so behelfen.“

„Wie, Herr Doktor?“ glaubte dieser fragen zu müssen.

„Bei diesem infamem Geräusch,“ schrie Dr. Koppe und warf den Kopf herum, als wenn ihn eine Bremse gestochen hätte, „versteht man ja sein eigenes Wort nicht. Sie sollen Ihr Buch dem Klog geben und sich selber so behelfen.“ überlieferte Dr. Koppe mit aller Kraftentfaltung das Getöse der Klasse.

„Na, so!“ war die lakonische Antwort, und mit einem freundschaftlichen „Schubbe“ reichte Sternberger dem Nachbar sein Buch, während er sich selbst ein beliebiges Buch unter dem Tisch vorlancete.

Dr. Koppe bemerkte zwar zu seinem Mißvergnügen diese Unerschrockenheit, schwie aber wohlweislich über diesen sonderbaren „Behelf“. „Also, fangen Sie an, Klog,“ ermunterte er diesen, der sich inzwischen mit Sehnsucht nach fremden Präparationsbüchern und Souffleuren umjah.

Les Tartares, leurs sujets, sont les peuples les plus brigands de la terre . . . „Die Tartaren, ihre Unterthanen, sind die Völker . . . Alle Wetter, Du, was heißt denn „brigands“?“ flüsterte Klog und stieß Sternberger mit dem Fuße an.

„Lassen Sie das Telegraphiren, Klog!“ ermahnte Dr. Koppe, „Ueberlegen Sie „les plus brigands“.“

„Du, „brigands“? schnell!“

„Hören Sie, fragen Sie doch nicht in der ganzen Nachbarschaft herum, glauben Sie, ich sei taub? Wissen Sie, was „brigands“ heißt oder nicht?“

„D, gewiß weiß ich es, Herr Doktor, es kommt hier nur darauf an, ob man es als Substantiv oder als Adjektiv ansieht. — Du! wenn Du mir nicht gleich sagst, was „brigands“ heißt, kriegt 'nen Tritt,“ rief er leise Sternberger zu. Dieser that aber, als wenn ihn nichts weniger interessirte als die ganze französische Stunde, und las eifrig in seinem „Behelf“.

„Sagen Sie sich,“ sagte Dr. Koppe, „Sie sind nicht präparirt.“

„Aber, Herr Doktor, gewiß!“ stotterte Klog, denn es war schon das dritte Mal, daß er nicht überlegen konnte, und dann gab's Carcer. „Wörtlich übersetzt würde es heißen: Die mehr Briganten.“

„Nawohl! hören Sie auf,“ rief der über diese unklasische Uebersetzung emörte Lehrer. „Die Meerbriganten! Weiter sollte nichts! Die fünf,“ setzte er mit Nachdruck hinzu und machte die berechtigende Notiz in sein Taschenbuch, „und morgen gehen Sie auf zwei Stunden ins Carcer. Die Faulheit hier in der Klasse nimmt wirklich riesenhast zu!“ — (Schluß folgt.)

kleines Feuilleton.

Allerlei.

Ein Faschingspoem Gustav Freytags. Aus Wiesbaden, 5. Februar, schreibt man: Gelegentlich eines gefeierten von der hiesigen Kasino-Gesellschaft veranstalteten Kostümfestes kam ein Festbüchlein zum Verkauf, welches u. A. Beiträge hier lebender Schriftsteller enthielt. Gustav Freytag, welcher auch am Feste theilnahm, hat darin in folgender originellen und reizenden Art den deutschen Volkscharakter apostrophirt:

Seit tausend Jahren der Erdenfahrt Bewahrt der Deutsche die alte Art: In strengem Leben ein fröhliches Herz, Gesellig zu theilen Lust und Schmerz, Doch Schweres still geheim zu tragen. Er fürchtet auf Erden nicht Teufel und Tod, Nur schafft ihm jede Fliege Noth; Er fordert, die Welt soll größer sein, Und drückt sich in jeden Keller hinein. Und jugendwarm ist die Sehnsucht geblieben Dem Großen zu trauen, hingebend zu lieben, Vertraut er und liebt er, so klingt aus der Kehle Sein froh'iges Lied wie Sang der Lerchen. Du allerliebste deutsche Seele! Am Tage so klug, und Abends ein Narrchen."

Ein Duertopf weniger auf der Welt. In Antwerpen starb am 1. Februar der Millionär Van Soulaen, einer der bekanntesten Sonderlinge der belgischen Handelsstadt. Er war der erbitterteste Gegner jedes Fortschrittes, des Gaslichtes, der Pferdebahnen. Als vor zwanzig Jahren die Pferdebahn vor seinem Hause angelegt wurde, theilte er der Stadt mit, daß er niemals wieder die Fassade seines Hauses streichen oder ausbessern lassen werde; er hat Wort gehalten. Die Fassade war ein Schandfleck für das ganze feine Stadtviertel. In seinem absonderlichen Testamente verbietet er seinen Erben, seinen Tod in den Zeitungen „mit Bedauern“ anzuzeigen, da dieses eine Lüge sein würde. Am Tage seines Begräbnisses sollte nach den Bestimmungen des Testators ein großes Bankett mit den ausgehuesten Speisen hergerichtet werden, an dem Alle theilnehmen, die bis zum Friedhofe mitgegangen sind, damit Niemand sagen könne, er habe sich bei der Beerdigung Van Soulaens gelangweilt.

Ein probates Mittel zur Bekämpfung der Denunziationswuth aus Konkurrenzneid hat ein Berliner Anwalt zur Anwendung gebracht. In letzterer Zeit mehrten sich die Fälle, in denen Ladenbesitzer ihre Konkurrenten der Verlegung der Sonntagsruhe beschuldigten. Als Beweis wurde immer angeführt, daß die Denunzianten selbst einen Boten in das betreffende Geschäft geschickt hätten, der denn auch in der verbotenen Zeit bedient worden sei. Kürzlich erhielt nun einer der Denunzianten die Anzeige, daß gegen die Denunzianten zwar eingeschritten würde, gleichzeitig aber auch gegen ihn, den Denunzianten, da er sich der Anstiftung zu der Uebertretung schuldig gemacht habe.

Vom Tage.

In Philadelphia ist am 4. ds. der Eigentümer des „Philadelphia Ledger“, George W. Childs, im Alter von 65 Jahren, um 3 Uhr gestorben. Er war einer der reichsten Männer Philadelphias. Gleich so vielen anderen Amerikanern, war er der eigene Schmied seines Glückes gewesen. Als Knabe von 13 Jahren trat er in die amerikanische Marine ein. Das Seeleben scheint ihm aber doch wenig behagt zu haben, denn schon mit 15 Jahren war er in einer Buchhandlung beschäftigt. Die buchhändlerische Laufbahn setzte er fort, bis er 1864 den „Philadelphia Public Ledger“ ankaufte. Dieses Blatt, welchem er großen Einfluß verschaffte, bildete die Quelle seines Reichthums. Der „Ledger“ ist eines der eigenthümlichsten Blätter Amerikas. Mit Ausnahme des Sonnabends hat die Zeitung nur vier Seiten, ist aber der Annoncen wegen in Philadelphia unentbehrlich. Der politische Charakter tritt, außer bei Wahlen, fast ganz zurück. Dem Finanzwesen wird dagegen die größte Beachtung geschenkt. Als Menschenfreund war George W. Childs weit über die Grenzen Amerikas bekannt. Im Jahre 1887 stiftete er in der Geburtsstadt Shakespeares,

in Straßfordupon-Avon, einen Brunnen zum Gedächtniß an den großen Dichter Herbert und Corper. Das von ihm zum Gedächtniß an Milton gestiftete Fenster befindet sich in der St. Margareth's Kirche. Litterarisch hat sich George W. Childs bekannt gemacht durch seine „Erinnerungen an General Grant“, seine eigene Lebensbeschreibung und seine Sammlung alter englischer und schottischer Balladen.

Als der bekannte englische Löwenbändiger Rowland fängt in der englischen Stadt Ironbridge sich in den Löwenfäng begab, wurde er von den wüthenden Thieren angefallen und ins Bein gebissen. Die Löwen mußten mit glühenden Eisenstangen von ihm ferngehalten werden, damit er entkommen konnte. Wöglich schrieb er in die Menge: „Ich will wieder hinein und wenn sie mich aufstreffen.“ Capitän Rowland hielt Wort und brachte die Vorstellung ohne weiteren Zwischenfall zu Ende.

Von einer Gymnasialen-Revolution wird der „Königsberger Allg. Ztg.“ aus Hohenstein (Westpr.) berichtet: Die Schüler unseres Gymnasiums hatten zu Kaisers Geburtstag „frei“, und dadurch war in mehreren der Appetit nach weiteren schönen Freiheittagen mächtig erwacht. Es bildete sich unter Anführung zweier Sekundaner eine förmliche Verschwörung mit dem ausgesprochenen Zwecke, das Gymnasium nächstlicherweile zu demoliren, womöglich dasselbe in Brand zu stecken. Dem Plane folgte die Ausführung auf dem Fuße. Die Verschworenen zerthlugen in der Nacht zum Sonntag zwischen 3 und 4 Uhr alle Fenster auf der Frontseite des Gymnasialgebäudes — einer alten Ritterburg — und in der Turnhalle die Fensterkreuze, auch einige Stubenthüren wurden total zertrümmert, die Wandarten zertrümmert, die Instrumente, Schultenstiften zc. zertrümmert und verrotben. Eine an der Turnhalle stehende große hölzerne Klemme versuchten die Wurschen in Brand zu stecken, was ihnen jedoch zum Glück für das ganze Städtchen nicht gelang. Der Schaden, den die jugendlichen Revolutionäre in ihrer Zerstörungswuth angerichtet haben, wird auf 600 Mark berichtet. Blutspuren an Händen und Kleidern, zerrißene und verlorene Kleidungsstücke führten zur Entdeckung der beiden Hauptattentäter, welche allem Anscheine nach eine Anzahl Helfershelfer gehabt haben. Sie wurden sofort vom Gymnasium entfernt und mußten auch die Stadt alsbald verlassen; die Eltern sollen zum Schadenersatz herangezogen werden. Wahrscheinlich wird die Sache noch den Strafrichter beschäftigen.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren zc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Fortense de Goupy, die bekannte Verfasserin des bereits in vierter Auflage erschienenen Buches: „Die Schönheit des Weibes“ tritt mit einem neuen Werke vor das deutsche Frauenpublikum, dessen Gedanten wir als ebenso eigenartig wie glücklich bezeichnen müssen. Sie unternimmt es nämlich, einen Führer zu schaffen, der, die Entwicklung des Weibes vom Säuglingsalter bis zur völligen Reife begleitend, alle die Mittel und Wege anzeigt, wie weibliche Schönheit erworben und erhalten werden kann. Treffend betitelt sie ihr Buch: „Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit“ (Verlag von F. Stahn, Berlin) und schon bei oberflächlichem Durchblättern kann man sich überzeugen, daß die Verfasserin ihr Werk auf den umfangreichen Studien aufbaut und beflissen ist, eine gediegene, in erstem Geiste gehaltene Arbeit zu liefern. Neben Unterweisungen über die Anatomie des weiblichen Körpers und seine Pflege, hier eingehend bis auf die kleinsten Einzelheiten, ist das Werk namentlich reich an Beobachtungen und Winken aller Art, die üble Angewohnheiten und deren Bekämpfung, Schönheitsfehler und deren Beseitigung, ja auch Krankheitserscheinungen (wie Fleischsucht u. dergl.) und deren Heilung betreffen. Der Stoff ist in übersichtlicher Weise angeordnet, so daß ein bequemes Nachschlagen ermöglicht ist, der sprachliche Ausdruck grazios und gewandt. Wir meinen unseren verehrten Leserinnen wirklich nur einen guten Dienst zu erweisen, wenn wir dieses Buch aufs Wärmste empfehlen.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von Richard Fleischer. Verlag von Gouard Trewendt in Breslau und Berlin. XIX. Jahrgang. Februartheft. — Inhalt: Gustav von Wilmowski: Feldbriefe 1870/71 von Karl von Wilmowski. II. — Theodor von Sosnosky: Vis-à-vis de rien. Ein Lebensbild. I. — M. von Brandt: China und seine Beziehungen zu Hindernindien und den Vertragsmächten. — Heinrich von Polchinger: Lothar Bucher IX. — Moritz Lambert: Rio de Janeiro. — Ungedrucktes aus dem Nachlaß von David Strauß. — Ludwig Graf Pfeil: Zur Darstellung der Lady Macbeth. — Spencer Walpole: Das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und England. — Levin Freiberger von Wisingeroda-Arnort: Die innere Lage und die Kirche. — Berichte aus allen Wissenschaften: Pflanzl.: Aus der physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Charlottenburg. — Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue. — Litterarische Berichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Nachb. — Notationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.